

Woody Brown: „Ein ganz normales Wunder“

Nachrichten aus dem Inneren

Von Oliver Jungen

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 11.09.2026

Manche Wunder kommen leise daher: Der berührende, autobiographisch inspirierte Debütroman von Woody Brown zeichnet nach, wie der nicht-sprechende Autist Walter einem fast zwangsläufig wirkenden Schicksal entkommt. Und es hält der desinteressierten Gesellschaft einen Spiegel vor.

„Kackfarben“ ist das Gebäude, fleckig und braun das Linoleum: Man sieht der Behinderten-Tagesstätte Upward Bound in Los Angeles noch an, dass das Haus einmal ein Altenheim war. Und ähnlich wie viele Alte werden auch Menschen mit Behinderung oft eher aufbewahrt als aktiviert:

„Wir bekommen Frühstück, das meist aus generischen gezuckerten Frühstücksflocken in einer Styroporschale besteht. Der in Stunden eingeteilte Tagesablauf wird auf ein großes Whiteboard gekritzelt. Eine infantilisierende Tätigkeit reiht sich an die andere.“

Mit hellwachem Blick beschreibt Woody Brown eine solche soziale Einrichtung aus der Innensicht. Herausgekommen ist keine Anklage gegen Pflegeeinrichtungen, im Gegenteil: Man versteht, wieviel Verständnis und Liebe viele der Betreuer den hier Schützlingen genannten Besuchern entgegenbringen. Der alltägliche Wahnsinn in einer solchen Anstalt wird dabei mit erfrischender Komik geschildert.

Was durch echte Förderung möglich ist

Eine Anklage ist das Buch gleichwohl, und zwar eine gegen die Gleichgültigkeit der Gesellschaft gegenüber den Bedürfnissen von behinderten Menschen. Für viele der in Tagesstätten geparkten Autisten etwa, das macht der Roman deutlich, sind Kleinkindspiele keine intellektuell angemessene Beschäftigung. Das beste Beispiel dafür, was durch eine echte Förderung möglich ist, bietet der Autor selbst: Woody Brown, ein nicht-sprechender Autist, erlangte einen Universitätsabschluss und ist nun als Schriftsteller tätig.

Sein Alter Ego im Buch heißt Walter. Durch seine Augen nehmen die Leser den Alltag in der Einrichtung wahr, den Dauerstress der unterbezahlten Betreuer, die verwaltete Langeweile, das viel zu starre Regelwerk, aber durchaus auch die lichten, schönen Momente.

Woody Brown

Ein ganz normales Wunder

Aus dem amerikanischen Englisch
von Stephan Kleiner

Kiepenheuer & Witsch Verlag

218 Seiten

22 Euro

Auch Walter hat Tics und kann nur mithilfe einer Sprachtafel sprechen, was allen Mitarbeitern in Upward Bound aber zu aufwendig ist. Ähnlich wie der Autor hat auch Walter mithilfe seiner Mutter die Schule absolviert und danach Kurse an der Volkshochschule belegt:

„Für die erste Hausarbeit bekam ich eine Eins. Was zur Hölle? Ich forderte mich weiter heraus. Anstelle eines Kurses pro Semester belegte ich erst zwei, dann drei. Ich bekam weiter Einsen. Ich belegte alle Kurse, die ich benötigte, um den Abschluss Associate of Arts zu erhalten und auf die Universität überzuwechseln. Vor mir tat sich ein Weg auf.“

Multiperspektivische Durchleuchtung eines Milieus

Weil jedoch Walters Vater überraschend starb, blieb der Mutter keine andere Wahl, als wieder arbeiten zu gehen und den Sohn in die Tagespflege zu geben. Hier verlässt Brown den autobiographischen Pfad, stellt sich sehr bildhaft vor, was aus ihm hätte werden können, hätte er ein bisschen weniger Glück gehabt – auch wenn sein Protagonist schließlich ebenfalls den Absprung schafft.

Walters Sicht wird im Buch durch weitere Blickwinkel ergänzt. Diese multiperspektivische Anlage ist eine kluge Idee, weil es Brown damit gelingt, ein ganzes Netzwerk eng miteinander verbundener Menschen detailgenau zu durchleuchten. So liebevoll wie ungeschönt fällt etwa das Psychogramm des überforderten Einrichtungsleiters Dave aus, der eigentlich eine Karriere in Hollywood im Sinn hatte, aber als Sozialarbeiter in Upward Bound landete. Anerkennung sucht er auch hier, und sei es durch die Spenden- und Weihnachtsshows, die er mit viel Akribie plant. Für die Betreuten ist das eine willkommene Abwechslung, auch wenn sie häufig Daves Erwartungen nicht erfüllen. Hier erscheint dann Dave als der Bedürftige. Man schließt ihn aber ebenso ins Herz wie all die anderen Charaktere mit ihren Träumen, Tics und Eigenheiten.

Auch eine zarte Liebesgeschichte ist enthalten. Der schöne, nicht-sprechende Rollstuhlfahrer Tom träumt davon, von der studentischen Praktikantin Ann wortlos verstanden zu werden. Und auch sie vertraut ihrem Tagebuch an, sich regelrecht in Tom verguckt zu haben:

„Die Schwärmerei, die sich in mir geregt hatte, als ich sein herrliches Gesicht zum ersten Mal sah, kam ungefiltert und mit voller Wucht zurück. Die Vorstellung von Liebe, das Bedürfnis nach Liebe, die praktische Realität der Liebe erschienen mir nicht unvereinbar mit einem Rollstuhl und einem streikenden Körper.“

Umschlag ins Politische

Von zwei Seiten aus wird so eine vermeintlich unmögliche Zuneigung beglaubigt. Nach vielen privaten Geschichten von eigentümlicher Schönheit wird es gegen Ende mit einem Mal politisch. Ein misstrauischer Polizist zielt mit der Waffe auf einen Ausreißer aus Upward Bound. Der Schuss trifft einen der herbeigeeilten Betreuer, und zwar ausgerechnet den sozialpädagogisch Fähigsten von allen.

Dieser Verbündete der Schützlinge wird damit zum Opfer einer Tat, die als Kulmination der gesellschaftlichen Abwehr von Behinderten lesbar ist. Jetzt spricht wieder Walter selbst – und das quasi im Namen aller Minderheiten in den Vereinigten Staaten:

„Ich habe berechtigte Angst, dass eines Tages ein schießwütiger Polizist mein abweichendes Verhalten irrtümlich als Bedrohung für die Gesellschaft deuten und auch mich niedermähen könnte.“

Ein augenöffnendes Buch

„Ich will kein Inmich mehr sein“ hieß ein aufsehererregendes Buch im Jahr 1993. Geschrieben hatte es der damals zwanzigjährige Autist Birger Sellin. Es führte einer großen Leserschaft intelligent und poetisch vor Augen, dass Menschen auf dem Autismus-Spektrum die Wirklichkeit nicht anders wahrnehmen als Nicht-Autisten, so verstörend ihr Verhalten mitunter wirken mag.

Das Buch von Woody Brown wirkt ebenso augenöffnend. Es geht in der sozialen Analyse sogar noch weiter, weil Brown nicht allein aus der eigenen Perspektive schreibt, sondern das Leiden an Normierungen thematisiert und der Gesellschaft zurückspiegelt, was in der Regel ungesehen bleibt. „Ein ganz normales Wunder“ hätte es verdient, Schullektüre zu werden.